

KURZKRITIK

Dicht und stringent

Ibsens „Hedda Gabler“ am Staatstheater Nürnberg

Nürnberg – Ein bisschen fühlt man sich so gleich an den Südrand der Stadt Nürnberg versetzt, dorthin, wo 2010 eine der aufwühlendsten Inszenierungen des Staatstheaters in den letzten Jahren zu sehen war. Christoph Mehler, Regisseur aus Berlin, zeigte dort Richard III., das Ganze war für Besucher in den hinteren Reihen ein großes Ärgernis, weil im Ausweichquartier in den ehemaligen Nürnberger NS-Ruinen die Stimmen der Spieler irgendwo in der Mitte des Raums versackten. Wer aber vorne saß und beobachten durfte, mit welchen reduzierten Mitteln sich Mehler da einen weiblichen Richard geschnitzt hatte, einen später übrigens preisgekrönten, der wird diese Aufführung nicht wieder vergessen. Mit der Hauptfigur aus Ibsens Hedda Gabler dürfte es nun ganz ähnlich sein.

Mehler hat offenbar ein Händchen dafür, er modelliert weibliche Figuren mit nachgerade hypnotischer Wirkung. Schon Julia Bartolome stellte er über Stunden hinweg einfach an die Bühnenrampe, Gesicht nach vorne, ein Richard als beklemmende Deklamationsmaschine. Anna Keil als Hedda ist nun ganz anders, aber auch sie feuert ihre Salven nahezu ausschließlich nach vorne ab, ins Publikum. Und Hedda wird von Mehler aus ihrem öden Determinismusgeto befreit, eine unzufriedene höhere Tochter im langweiligen Spießerpalast ist nicht das, was ihn als Anordnung zu interessie-

ren scheint. Dieser Hedda geht es nicht um Selbstverwirklichung. Dieser Hedda geht es um Schönheit und um Freiheit. Sie ist eigentlich eine Schiller-Figur, der lediglich die Verse abhanden gekommen sind.

Dass die anderen Figuren an diesem Abend wie Abziehbildchen um das bühnenabgewandte Geheimnis an der Rampe kreisen, stört nicht. Denn diese spielenden Holzschnitte geraten einigermaßen schillernd. Einen so widerwärtigen Gute-Laune-Gatten wie den von Stefan Lorch gegebenen bekommt man (zum Glück) wirklich nicht oft vor die Augen. Der Moment, in dem Hedda, ins Publikum starrend, dem selbstbeseelten Wurm an ihrer Seite hinrotzt, wie lächerlich dieser in seiner professoralen Pantoffelhaftigkeit daherkommt, ist schmerzhafter als ein aberkannter Dokortitel. Auch die unterirdisch piepsende Henriette Schmidt, ganz femininer Konformismus, tut fast schon weh. Und Pius Maria Cüppers zelebriert die linkisch sabbernde Juristen-Pomade so, als hätte er noch nie etwas anderes gemacht im Leben.

Das Zentrum dieser Konstellation der Schmerzen aber ist Anna Keil. Wie sie, mit abgründig maliziösem Zug um die Lippen, die Philister an ihrer Seite intellektuell hinrichtet, ist ein Ereignis. Dieser Nürnberger Ibsen ist dicht, stringent und schnörkellos. Das Premierenpublikum belohnt dies entsprechend.

OLAF PRZYBILLA